

Reinhard Körner

**Jesus für Kleinbauern**  
und solche, die es werden wollen

*Vier-Türme-Verlag*



Er war auch einer. Ein Kleinbauer. So wie ich. Genauer gesagt: wie ich einer hätte werden können. Meine bäuerliche Laufbahn endete, als ich vierzehn war – gewollt oder ungewollt, wie man es nimmt. Es war mir ähnlich ergangen wie dem Petrus, dem Andreas und manchem anderen in der Bibel: Jesus hatte sie von ihrer gewohnten Arbeit weggerufen. Sie waren Fischer gewesen von klein auf, und nun sollten sie mit ihm gehen und »Menschenfischer« werden. Von jetzt auf gleich. Mir hatte er immerhin ein paar Jahre Bedenkzeit gegeben. Und einen jüngeren Bruder. »Vielleicht wird der dann mal den Hof übernehmen«, trösteten sich meine Eltern und ließen mich ziehen. Ich ging, wie die Jünger, nicht ganz ohne Zögern. Aber andererseits doch auch wieder gern. Er faszinierte mich einfach, dieser Jesus mit seinen Ansichten von Gott und vom Leben. Dass ich mich auf ihn einließ damals, Theologie studierte und dann Mönch geworden bin, habe ich nie bereut. Nur um das Bauernleben ist es mir ein bisschen leid. Und je älter ich werde – inzwischen sind über vierzig Jahre vergangen –, desto mehr meldet sich in mir diese erste Liebe zurück.

Einmal Bauer, immer Bauer. Bauern kennen das ja: Was du auch draufpfropfst, die Wurzeln bleiben die alten. Leute, die mich näher kennen, sagen: Du läufst wie ein Bauer, du benimmst dich wie ein Bauer, du redest wie ein Bauer ...

Nun ja. – Jedenfalls ist mir der Tag unvergesslich, an dem ich zum ersten Mal in der theologischen Fachliteratur las, auch Jesus stamme aus einer Kleinbauernfamilie. Wie die meisten Leute in Galiläa hätten Maria und Josef und die wenigen Bewohner der kleinen Ansiedlung Nazaret vor allem von der Landwirtschaft, von Kleintierhaltung und Feldarbeit gelebt. Das hat mich beeindruckt!

## Gott ist Kleinbauer geworden

Dann hatte Jesus also – wie ich – vom Vater pflügen, säen und mähen gelernt, von der Mutter Unkraut jäten und Garben binden. Dann hatte er schon als Junge Schafe gehütet, Viehställe ausgemistet und Ziegen gemolken. Dann konnte er Gerste von Weizen unterscheiden, sah am Flug der Vögel, ob es sonnig bleiben oder regnen wird, erkannte genau, wann es Zeit ist zu säen und wann es Zeit ist zu ernten ...

Seitdem ich das weiß, lese ich die Bibel anders. Vor allem die Gleichnisse Jesu kann ich seither besser verstehen. Viele dieser Geschichten handeln ja vom ländlichen

Leben. Jesus hat sie Leuten erzählt, von denen die meisten Kleinbauern waren wie er. Und ich wundere mich nun auch nicht mehr, dass es in der Bibel recht seltsame Ungereimtheiten gibt: Die haben Städter da hinein gebracht!

Alle Evangelienschreiber sind doch Stadtmenschen gewesen. Die Großstädte und die quirligen Handelszentren im griechischsprachigen Mittelmeerraum, das war ihre Welt. Nicht das einfache, bodenständige Kleinbauernleben in Israel. Sie konnten gar nicht alles verstehen, was Jesus gesagt hat! Und das hat dazu geführt, dass so einige Schnitzer in die Evangelien geraten sind. Kleinbauern sind sie wahrscheinlich immer schon aufgefallen – nur haben sie sich nicht getraut, das ihrem Pfarrer auch einmal zu sagen!

Mit mir haben mein Vater und meine Mutter des Öfteren über die bäuerlichen Bibelstellen gesprochen. Und mancher andere, der vom Lande stammt, auch, wenn er merkte, dass ich irgendwie noch seinesgleichen bin. Einmal zum Beispiel sprach mich ein älterer Bauer an, als er mich nach einem Vortrag beim Heckeschneiden im Klostergarten wiederfand:

»Was Sie alles machen! Vorträge halten Sie, Bücher schreiben Sie, predigen tun Sie und Hecke schneiden tun Sie auch noch?!«

»Klar«, sagte ich, »die Hecke schneiden, das mach ich sogar besonders gern, ich bin nämlich vom Dorf.«

Na, und dann ging es los:

»Sagen Sie mal, da heißt es doch irgendwo in der Bibel: Was du säst, bringt keine Frucht, wenn es nicht stirbt. Oder so ähnlich.«

»Ja, Paulus, erster Korintherbrief, fünfzehntes Kapitel.«

»Aber das stimmt doch gar nicht. Das Samenkorn stirbt doch nicht, es wächst! Da singen sie immer in der Kirche: ›Das Weizenkorn muss sterben ...‹ Das stirbt doch nicht! Würde es sterben in der Erde, also zum Beispiel, wenn die Saat verfault, dann wär' nichts mehr mit Fruchtbringen. Wer, sagen Sie, hat das geschrieben?«

»Es steht im Johannesevangelium und, wie gesagt, ähnlich bei Paulus, im ersten Ko...«

»Na bloß gut, dass ich frage. Wusst' ich's doch, unser Herrgott hat das nicht gesagt!«

Aus solchen Gesprächen habe ich viel gelernt.

Und eines ist mir dadurch immer mehr klar geworden: Es ist tatsächlich so, die Frohbotschaft, die Jesus verkündet hat, ist in die Hände von Städtern gefallen! Von Paulus an, dem frühesten Schreiber des Neuen Testaments. Auch der war ein Stadtmensch durch und durch. Er konnte zwar weben und nähen, wusste viel über Handel und Schifffahrt, kannte sich gut in der städtischen Sport- und Theaterwelt aus und war ein ausgezeichnete, hochgebildete Theologe. Doch vom Ackerbau – und überhaupt vom Kleinbauernleben – hatte er, tut mir leid, keinen blassen Dunst. Ein Städter eben. Und das hat sich dann so fortgesetzt: bei den

Evangelischreibern, bei den Bibelübersetzern, bei den Bibelauslegern, bei den Predigern ... Bis in unsere Tage hinein. Wo gibt es denn heute mal einen Bauern unter den Bischöfen, Kardinälen und Bibelgelehrten?

Wir Kleinbauern müssen ran. Die Zeit dafür ist überreif! Bedenken wir: Der Sohn Gottes ist nicht einfach nur Mensch geworden – er ist Kleinbauer geworden! Jedenfalls bevor er, wie Josef auch, als Zimmermann – oder richtiger: als Bauhandwerker – dazuverdient ging und dann in den Dörfern Galiläas sein Evangelium zu verkünden begann. Das aber heißt: Jesus, unser Bruder, braucht uns, gerade uns! Wir müssen ihm noch einmal zuhören, mit unseren Kleinbauernohren, damit seine Botschaft wieder so verstanden werden kann, wie er sie gemeint hat! Und das ist doch wichtig für uns alle, für die Kleinbauern wie für die Städter – ganz zu schweigen von den Großbauern in Stadt und Land.

Ich habe nicht vor, ein dickes Buch über die Bibel zu schreiben, alle Gleichnisse zu behandeln und jeden einzelnen Schnitzer der Stadtmenschen auszubügeln. Nur ein paar Beispiele will ich bringen, solche, an denen mir selbst klar geworden ist, dass Jesus zu unseresgleichen zuerst gesprochen hat. Sie werden genügen, denke ich, um in Sachen Religion unser Selbstbewusstsein zu stärken und Jesus, den wunderbarsten Kleinbauern der Welt, noch besser verstehen zu lernen. Und wenn der eine oder andere Städter dabei zuhören will, dann kann uns das natürlich nur recht sein.

## Ein Gleichnis – und die Moral von der Geschichte'

Kommen wir also gleich zur Sache. Ich beginne mit einem Gleichnis. Es wurde um das Jahr 70, etwa vierzig Jahre nach den Ereignissen um Jesus, aufgeschrieben. Von Markus. Und der war, wie die anderen Bibelschreiber, ein Stadtmensch. Auch die Leute, für die er schrieb, waren Städter: Großstädter in der griechischen Welt, denen das Kleinbauernleben in Galiläa genauso fremd war wie dem Markus selbst. Außerdem war er – das zu wissen, ist ebenfalls nicht unwichtig – persönlich nicht mit dabei, als Jesus seine Gleichnisse erzählte. Er gehörte schon zur zweiten Christengeneration und hatte Jesus auf Erden nicht mehr kennengelernt. Natürlich war er sehr darum bemüht gewesen, alles, was er über Jesus gehört hatte, so gut wie irgend möglich aufzuschreiben, aber er wusste es eben nur aus zweiter Hand.

Das Gleichnis, das ich hier herausgreife, ist Markus zufolge das erste Gleichnis überhaupt, das Jesus erzählt hat. Und es ist – wir wundern uns darüber ja nicht – ein Gleichnis aus dem Landleben! In der Bibel steht es im 4. Kapitel des Markusevangeliums. Dort schildert Markus zunächst die näheren Umstände des Geschehens:

Der Ort der Handlung: *am Ufer des Sees* (was in der Bibel steht, schreibe ich, wie hier, immer in *Schrägschrift*). Gemeint ist der See Gennesaret, auf der Landkarte Israels ziemlich oben im Norden, im Gebiet von Galiläa. Die Situation: *Sehr viele Menschen versammelten sich um*



*ihn* – so, wie es immer oder doch sehr oft gewesen ist, wenn Jesus in erreichbarer Nähe war; die Menschen kamen in Scharen, um ihn zu hören. Die Szene konkret: *Er (Jesus) stieg in ein Boot auf dem See und setzte sich; die Leute aber standen am Ufer.* Wenn man nämlich vom Wasser aus spricht, ist am Ufer jedes Wort gut zu verstehen. Das hatte Jesus wahrscheinlich von den Fischern gelernt; ich nehme an, von Petrus, der ihn jetzt vermutlich auch höchstpersönlich in die richtige Position gerudert hat.

Markus vermerkt noch: *Er sprach lange zu ihnen und lehrte sie in Form von Gleichnissen,* und dann kommt das erste Gleichnis. Lesen wir es einmal ganz in Ruhe nach, so wie es Markus aufgeschrieben hat:

*Hört! Ein Sämann ging aufs Feld, um zu säen. Als er säte, fiel ein Teil der Körner auf den Weg, und die Vögel kamen und fraßen sie. Ein anderer Teil fiel auf felsigen Boden, wo es nur wenig Erde gab, und ging sofort auf, weil das Erdreich nicht tief war; als aber die Sonne hochstieg, wurde die Saat versengt und verdorrte, weil sie keine Wurzeln hatte. Wieder ein anderer Teil fiel in die Dornen, und die Dornen wuchsen und erstickten die Saat, und sie brachte keine Frucht. Ein anderer Teil schließlich fiel auf guten Boden und brachte Frucht; die Saat ging auf und wuchs empor und trug dreißigfach, ja sechzigfach und hundertfach. Wer Ohren hat zum Hören, der höre!*

Soweit das Gleichnis. Und die Moral von der Geschichte? Jeder von uns – jeder Stadtchrist natürlich auch – kennt sie. Sie wird ja im Gottesdienst immer mit dem Gleichnis zusammen vorgelesen. Bei Markus folgt sie wenige Zeilen nach der Gleichnisgeschichte und lautet so:

*Der Sämann sät das Wort. Auf den Weg fällt das Wort bei denen, die es zwar hören, aber sofort kommt der Satan und nimmt das Wort weg, das in sie gesät wurde. Ähnlich ist es bei den Menschen, bei denen das Wort auf felsigen Boden fällt: Sobald sie es hören, nehmen sie es freudig auf; aber sie haben keine Wurzeln, sondern sind unbeständig, und wenn sie dann um des Wortes willen bedrängt oder verfolgt werden, kommen sie sofort zu Fall. Bei anderen fällt das Wort in die Dornen: sie hören es zwar, aber die Sorgen der Welt, der trügerische Reichtum und die Gier nach all den anderen Dingen machen sich breit und ersticken es, und es bringt keine Frucht. Auf guten Boden ist das Wort bei denen gesät, die es hören und aufnehmen und Frucht bringen, dreißigfach, ja sechzigfach und hundertfach.*

Die Sache ist also klar. So scheint es jedenfalls. Vier verschiedene Menschenarten – bleibt nur noch, sich im näheren und entfernteren Bekanntenkreis umzusehen und zu fragen: Wer ist wer? Und in der Tat, sie kommen alle vor. In jeder katholischen Pfarrei und in jeder evangelischen Kirchengemeinde oder wo sonst

Christen zusammen sind. In der Verwandtschaft sogar. In unserer heutigen »gottfernen« Gesellschaft sowieso. Wir vom Lande haben einen Blick für solche Leute, für die gute Sorte Menschen, aber selbstverständlich auch für die drei Sorten recht unvollkommener Zeitgenossen. Wir könnten sofort konkrete Namen nennen ... Aber Vorsicht! Dann wären wir dem Markus schon auf den Leim gegangen!

## Der Schnitzer des Markus

Als ich einmal in einem Bibelseminar über dieses Gleichnis sprach, sagte ein Mann – und der war aus der Stadt! –, er kenne alle vier Verhaltensweisen gegenüber Gottes Wort auch bei sich selbst. »Mal geht's da rein und da raus«, sagte er, »mal hört man gerührt und betroffen zu, und bald darauf ist alles wieder vergessen. Ein andermal kann das, was man hört, gar nicht landen, denn die Gedanken sind gerade mit sehr wichtigen Dingen beschäftigt. Und manchmal, ja durchaus, da fruchtet's.« Dem konnten wir alle in der Runde aus eigener Erfahrung nur beipflichten. Ein bisschen verlegen freilich, denn irgendwie fühlten wir uns ertappt ... Dann aber sei es, fuhr Herr S. fort, etwas verwunderlich, dass die vier verschiedenen Bodenarten mit vier Sorten von Menschen gleichgesetzt werden. Das sei doch, so drückte er sich aus, »eine Art Schubladendenken«, und das passe gar

nicht zu Jesus. Er selbst, sagte er, würde in der Beschaffenheit des Bodens eher Bilder für vier Haltungen sehen wollen, die bei jedem Menschen vorkommen können. Bei jedem. Wie bei ihm ja auch. Ob denn Jesus wirklich so gesprochen hätte ...

Ich traute meinen Ohren nicht. Dieser Mensch hatte den Schnitzer entdeckt, den sich Markus hier geleistet hat! Aber Schritt für Schritt, sagte ich mir, und gab zunächst Auskunft mit dem, was ich als Theologe zu diesem Markus-Text weiß. Einen Städter, so dachte ich, wird das mehr beeindrucken, als wenn ich ihm gleich mit meinem Kleinbauernwissen komme. Also: Schon im 19. Jahrhundert haben Fachleute der Bibelwissenschaft erkannt, so erläuterte ich, dass zwar das Gleichnis von Jesus ist, die Gleichnisdeutung jedoch aus der Feder des Evangelisten stammt. Es handelt sich hier nämlich, sagen die Experten seitdem mit gut begründeten Argumenten, um eine »allegorisierende« Deutung, wie sie Jesus und seinen jüdischen Zeitgenossen im Heiligen Land damals aber fremd gewesen ist. Eine Geschichte allegorisch auszulegen, das ist zu dieser Zeit nur bei den Griechen üblich gewesen. Diese Deutung kann also, so die Fachleute, gar nicht von Jesus sein.

»Stimmt!«, rief Herr S. in die Runde hinein und freute sich wie ein kleiner Bauernjunge, der im Heu einen selten schönen Grashüpfer entdeckt hat. »Das steht ja als Fußnote auch hier in der Bibel!« Er hatte, wie die meisten im Raum, die EINHEITSÜBERSETZUNG

in der Hand, die Bibelausgabe, die vor allem in der katholischen Kirche benutzt wird. Die Deutung des Gleichnisses, so heißt es da wörtlich, sei »eine nachträglich allegorische Deutung«. Ganz begeistert las uns Herr S. noch den nächsten Satz vor: »Ursprünglich sind die Gleichnisse Jesu nicht als Allegorien gemeint, die Zug um Zug auf die Wirklichkeit übertragen werden, sondern sie stellen jeweils als ein Ganzes einen Grundgedanken bildhaft dar.« Und tatsächlich: Das hat alle überzeugt.

Nur um Klartext zu reden, habe ich noch hinzugefügt: Markus selbst, vielleicht auch ein anderer Frühchrist, von dem er die Deutung dann übernommen hätte, hat die Menschen in vier Sorten, drei schlechte und eine gute, eingeteilt. Dazu mag er auch durchaus Anlass gehabt haben, wenn er an die Gemeinde dachte, für die er sein Evangelium schrieb. Doch im Sinne Jesu war seine Auslegung sicher nicht.

»Was aber hat dann Jesus selbst mit seinem Gleichnis sagen wollen?«, lautete nun verständlicherweise die Frage meiner Seminarteilnehmer. Da bin ich noch einmal auf die allegorisierende Gleichnisauslegung zurückgekommen: Wie gesagt, diese Art, eine Geschichte zu deuten, war zur Zeit Jesu nicht in Israel, wohl aber im griechischen Kulturraum üblich. Dort, wo auch Markus und seine Mitchristen lebten. Man ging an eine Erzählung heran – vor allem, wenn man ihren Sinn nicht so recht verstehen konnte – wie an ein geheimnisvolles Rätsel.